Gegner entrissen, zog sich der Feind in den folgenden Tagen mit seinen Hauptkräften in den Richtungen auf Kimpolung und Moldawa zurück, wo er verblieb. In den letzten Tagen haben nun neue Kämpfe begonnen. Unsere Truppen, die auch hier im Ueberwinden der durch Terrain und Witterung bedingten großen Schwierigkeiten Hervorragendes leisten, sind in das Moldawa-Tal eingedrungen, warfen den dort befindlichen Gegner zurück und nahmen Jzwor, Ort Moldawa und Breaza in Besitz. Die Zahl der in den Karpathenkämpfen Gefangenen erhöht sich um weitere 4000 Mann.

Danach wären mit der gestern vom deutschen Generalstab gemeldeten Zahl allein in den letzten Tagen über 10000 Russen zu Gefangenen gemacht worden!

Die Petersburger Birschewija Wjedomosti behauptet in der Lage zu sein, einige Ansichten, der russischen Regierung wieder zu geben. Die Separatfriedensgerüchte entbehrten jeder Grundlage; Deutschland müsse erst niedergeworfen werden. Der Separatfriede mit Oesterreich-Ungarn sei faktisch unmöglich. Denn, heißt es weiter:

„wenn die Monarchie der Habsburger um Frieden bittet, so müßte sie sich als besiegt erklären. Die Bedingungen, die der Monarchie in diesem Falle gestellt werden müßten, wären für sie unannehmbar. Die Doppelmonarchie müßte in diesem Falle nicht nur mit unseren Forderungen, sondern auch mit solchen der Serben und Montenegriner rechnen. Auch müßten dann die Forderungen der Slawen in Oesterreich-Ungarn erfüllt werden, was eine Zerstückelung der Monarchie bedeuten würde. Grundlos sind auch die Gerüchte von einem Separatfrieden mit Ungarn allein unter Trennung Ungarns und Oesterreichs. Die erste und wichtigste Bedingung eines solchen Vertrages wäre unsere und unserer Alliierten Forderung, daß Ungarn sich nicht nur von Oesterreich, sondern auch von Deutschland lossagt und auf unsere Seite tritt. Es ist nicht zu erwarten, daß die Ungarn diese Forderung annehmen, die sie zwingen würde, gegen Oesterreich mit der Waffe in der Hand zu kämpfen."

Der Rjetsch bespricht diese Kundgebung und bemerkt, daß man zum erstenmal in einer offiziösen Kundgebung in Rußland von einer Teilung Oesterreichs spricht. Wir hätten dazu zu sagen, daß auch dieses erstemal bei der für die Zentralmächte günstigen Kriegslage reichlich verfrüht ist. Aber man darf eben bei solchen halboffiziösen Regierungskundgebungen nicht vergessen, daß dahinter vielfach entweder das Treiben streitender Cliquen steckt oder, daß sie für die Neutralen berechnet sind.

Um die Zukunft.

Der Herausgeber der Sozialen Praxis, Professor Francke, feiert in seiner Zeitschrift das 25jährige Jubiläum der sozialpolitischen Februarerlasse. Er schreibt:

Die „gesetzliche Gleichberechtigung, auf die sie Anspruch haben," wie es in den Februarerlassen heißt, haben die Arbeiter in schweren Zeiten erlangt, und sie haben sich ihrer würdig gezeigt. Wie sollte man sie ihnen wieder in guten Tagen nehmen können? Hier darf nicht von Lohn auf der einen, von Strafe auf der anderen Seite die Rede sein. Es gilt einfach die natürlichen Folgerungen aus den Tatsachen zu ziehen. Der neue Geist des Vertrauens läßt sich nicht in die alten brüchigen Formen fassen. Es erscheint uns unfaßbar, daß die Tausende von Arbeitern, die aus dem Felde mit dem eisernen Kreuz geschmückt wieder in die Werkstatt und Fabrik heimkehren, im preußischen Wahlrecht untertan sein sollten dem bloßen Besitz von Geld und Gut. Wie kann man künftig Ausnahmebestimmungen, wie sie im Wortlaut und der Handhabung des Vereinsgesetzes, der Koalitionsparagraphen der Gewerbeordnung, im Gesinderecht, in den unter dem Deckmanen des Arbeitswilligenschutzes sich bergenden Zwangsbestrebungen liegen, aufrecht erhalten gegen Millionen von Arbeitern, die in Reih und Glied mit allen andern Volksgenossen das gleiche Recht und die gleiche Pflicht des Reichsschutzes geübt haben? Wäre es zu ertragen, daß die Berufsvereine der Arbeiter und Angestellten, die sich nicht minder als die der Arbeitgeber als feste Stützen der wirtschaftlichen Ordnung und Träger der Einigung erwiesen, daß die Gewerkschaften, deren Hilfe die Behörden erbeten und erprobt haben, jemals wieder dieser Anerkennung ihres Rechts verlustig gingen.

Anders, ganz anders als Francke spricht der Oberverwaltungsgerichtsrat Professor Dr. Lotz von der Zukunft. Er führt in der Monatsschrift für deutsche Beamte den „politisierenden Deutschen beiderlei Geschlechts" sehr nachdrücklich zu Gemüte, daß sie nach dem Kriege nichts zu fordern und nichts zu erwarten haben. Die Forderung, das preußische Dreiklassenwahlrecht durch ein demokratisches Wahlrecht zu ersetzen, erscheint ihm als eine „nicht ungefährliche Illusion". Der im preußischen Wahlrecht verborgene Grundsatz ist nach seiner Meinung nicht nur „berechtigt", er muß sogar „heilig gehalten werden". Warnend erhebt er Finger und Stimme, indem er erklärt:

Wahre Staatskunst läßt sich nicht von Stimmungen des Augenblicks beherrschen. Sie sieht auf das, was Dauer verspricht nach den Erfahrungen und Lehren der Geschichte. Also auch hier ist es nötig, Illusionen zu zerstören, denen sich sanguinische Gemüter hinzugeben geneigt sind.

Die Gegenüberstellung zweier bedeutender Zeugen der Gegenwart zeigt uns deutlich, wie wenig die Meinungsverschiedenheiten im deutschen Volk und zwischen seinen einzelnen Schichten geschwunden sind. Die Arbeiter aber, die von den Schlachtfeldern heimkehren, werden wissen, auf welcher Seite sie in diesen Kämpfen Stellung zu nehmen haben. Herr Professor Lotz wird keine Bundesgenossen unter ihnen finden!

Die Kriegstagung der badischen Landstände.

spielte sich äußerlich in einer Eröffnungsfeier und Sitzungen der beiden Kammern ab, wozu drei Stunden genügten. Die Materien waren vorher in einer ad hoc zusammengesetzten Kommission geprüft worden. Es stand von vornherein fest, daß den von der Regierung vorgeschlagenen Gesetzen, die mit der Kriegslage zusammenhängen, von keiner Seite entgegengetreten würde. Mehr um der verfassungsmäßigen Vorschrift zu genügen, verwies die Zweite Kammer die Vorlagen an die Budgetkommission, die sie ohne lange Beratung zur Annahme empfahl. In einer einzigen namentlichen Abstimmung wurden die Vorlagen der Regierung und die provisorischen Gesetze genehmigt. Es handelt sich um einen Gesetzentwurf über die Deckung des aus Anlaß des Krieges entstehenden außerordentlichen Staatsbedarfs im Betrage von zirka 70 Millionen. Die anderen Gesetze beziehen sich auf die Zahlung der ständigen Bezüge der Beamten und der Hinterbliebenen von Beamten, auf die Rechtsverhältnisse des Sanitätspersonals (die Wahl der Mitglieder der Aerztekammer tritt vorläufig außer Kraft) und auf die Wahlen zu den Gemeindevertretungen, die bis nach dem Friedensschluß verschoben werden. Außerdem waren der Kammer Denkschriften vorgelegt über die wirtschaftlichen Maßnahmen der Regierung während des Krieges und über die seit Schluß des letzten Landtags erteilten Administrativkredite im Betrage von 11 Millionen.

Die Sitzung der Zweiten Kammer leitete der sozialdemokratische Vizepräsident Geiß an Stelle des erkrankten Präsidenten. Die Plätze der gefallenen Abgeordneten Dr. Frank und Dr. Wagner standen in Trauerschmuck. Auch der Sitz des Hilfsdieners Held, der im Kriege gefallen, war geschmückt. Zum ersten Male seit dem Jahre 1870 war zur Sitzung der Ersten Kammer der Erzbischof von Freiburg persönlich erschienen. Er wohnte auch als Zuschauer der Sitzung der Zweiten Kammer bei, und es mag ihm, einem der schärfsten Bekämpfer der Sozialdemokraten unter den geistlichen Würdenträgern, wohl verwunderlich vorgekommen sein, daß ein Sozialdemokrat die Sitzung der gesetzgebenden Körperschaft leitete.

Genosse Geiß eröffnete die Sitzung mit einer kurzen Ansprache. Er begrüßte die in ernster Zeit zusammengetretenen Kollegen, besonders die Feldgrauen. Vor sieben Monaten, beim Schluß der Kammer, hätte man nicht erwartet, daß ein solch ungeheurer Krieg über Deutschland hereinbrechen werde. Der Gewalt habe sich das deutsche Volk einmütig entgegengestellt, das Vaterland gegen Angreifer und Neider zu schützen und den Feind — bis auf eine kleine Ausnahme — von den Grenzen fernzuhalten. Ein Wehrwall zum Schutze der Kultur und Selbständigkeit der Nation, von Sieg zu Sieg fortschreitend, verdient heute unseren Dank und unsere Anerkennung. Aber auch die in der Heimat Gebliebenen haben die Hände nicht in den Schoß gelegt und geholfen, die Kriegsschrecken zu mildern und die wirtschaftlichen Schäden zu heilen. Zu dieser Mithilfe trete auch der Landtag zusammen. Geiß gedenkt sodann der gefallenen Mitglieder des Hauses, zu deren Ehrung sich das Haus erhebt.

Staatsminister v. Dusch sprach den Wunsch aus, daß die Kammer diese zum Wohle des Volkes geforderten Kredite mit derselben Einstimmigkeit genehmige, wie der Reichstag am 4. August die Kriegsvorlagen.

In seinem Schlußwort gab Vizepräsident Geiß der Freude über die Einstimmigkeit in der Hilfeleistung Ausdruck. Es handle sich um den Fortbestand des Reiches, um Sein oder Nichtsein der Nation, es gelte dem einzigen Ziel: einen ehrenvollen Frieden bald zu erkämpfen. Möge das Volk den Tag bald haben! Mit einem Hoch auf den Landesfürsten, auf das Volk und auf die badische Heimat schloß Geiß die Sitzung.

Die Kammer wurde nach der Wahl des landständischen Ausschusses vertagt.

Ein Mitglied der sozialdemokratischen Fraktion, der Abg. Sekretär Böttiger-Mannheim, der, von der Front im Ober Elsaß beurlaubt, an der Kammersitzung teilnahm, erfuhr hier, daß er das Eiserne Kreuz erhalten hat.

Eine Unterredung mit dem Reichskanzler.

Der Berliner Vertreter der Kopenhagener Nationaltidende gibt eine Unterredung mit dem Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg folgendermaßen wieder:

Im Laufe des Gesprächs machte ich eine Bemerkung über den englischen Aushungerungskrieg. Der Reichskanzler ging sofort auf dieses Thema ein und bemerkte: „Sie erzählen mir, daß die Alliierten ihre Hoffnung auf eine Aushungerung Deutschlands setzen. Das ist richtig. Mit dieser Hoffnung erhält England den Mut bei seinen Verbündeten aufrecht, die mehr unter dem Kriege leiden als England selbst, und es ist ein wirkungsvolles Mittel für England, um seine Verbündeten zur Fortsetzung dieses grausamen Krieges zu veranlassen."

Der Reichskanzler ergriff eine englische Zeitung, die neben ihm auf dem Tisch lag, und fuhr fort: „Ich habe gerade einen Ausspruch von Churchill gelesen; er soll zu dem Londoner Korrespondenten des Matin gesagt haben: „Sie wissen, welche Wirkung eine Knebelung ausübt, aber diese Knebelung wird nicht eher aufhören, ehe Deutschland sich auf Gnade und Ungnade ergibt; selbst wenn Frankreich und Rußland sich vom Kampfe zurückziehen, was höchst unwahrscheinlich ist, wird England," sagt Churchill, „den Kampf allein durchführen." — „Mir kommt es nun vor, als ob Churchill den Mund etwas voll genommen hat. Wenn wir ganz nüchtern die Situation ansehen wollen, so stellt sie sich so dar: Wir haben Lebensmittel genug, um unser Volk bis zum nächsten Herbst zu ernähren, und selbst wenn gespart werden muß, werden die Deutschen lieber das tun, als sich Mister Churchills Bedingungen unterwerfen. Das Ganze ist eine Organisationsangelegenheit. Der Staat hat die Sache in die Hand genommen und verteilt Lebensmittel, damit die Knappheit nicht zu einer unverhältnismäßigen Teuerung führen soll, die besonders die vermögenslose Bevölkerung treffen würde. Wenn wir die Dinge frei selbst überlassen wollten, dann würde das eine baldige Hungersnot bedeuten und die Aufkäufer würden gewaltige Geschäfte machen und die Preise in die Höhe treiben. Die Organisationsarbeit ist sehr schwierig, aber wir werden diese lösen. Unser Staat hat bereits früher gezeigt, daß er den schwierigen Organisationsarbeiten gewachsen ist."

Mit sehr ernstem Gesicht fuhr der Reichskanzler fort: „England behandelt uns wie eine belagerte Festung. Churchill will ein Volk von 70 Millionen aushungern. Kennen Sie eine barbarischere Form der Kriegführung und glauben Sie, daß wir uns vor einer Heuchelei beugen werden, die ein solches Vorgehen mit den Menschenrechten für vereinbar hält und gleichzeitig im Namen der Zivilisation auftritt? Glauben die Engländer wirklich, daß wir uns scheuen, den günstigsten Zeitpunkt zu den allerenergischsten Gegenmaßregeln zu benutzen? Dieser Zeitpunkt ist bald gekommen. Wir bedauern, wenn dieser Seekrieg die Interessen der Neutralen schädigen wird. Aber wir können nicht darauf verzichten, uns in diesem rücksichtslosen Handelskrieg zur Wehr zu setzen, den England seinerseits schon längst zum Schaden der Neutralen angefangen hat, leider aber, ohne daß von deren Seite ein wirksamer Protest dagegen erhoben wurde, daß ein Volk von 70 Millionen, daß seine Frauen und Kinder der Hungersnot ausgeliefert werden."

Aus der Parteipresse.

Kriegssozialismus.

In der Frankfurter Volksstimme veröffentlicht der Genosse Paul Lensch einen Artikel über Kriegssozialismus. Er gibt darin der Meinung Ausdruck: die Einführung des Getreidemonopols sei der größte praktische Triumph, den bisher der Sozialismus über den Kapitalismus errungen habe. Die kapitalistische Produktionsweise sei zusammengebrochen. Es sei überflüssig, zu sagen, daß die Verstaatlichung der Bodenprodukte, wie sie das Getreidemonopol vorsieht, noch nicht Sozialismus in unserem Sinne sei. Der Volksmund habe ja auch für die Maßregeln der Regierung das Wort Kriegssozialismus geprägt. Man könne von dem Getreidemonopol das gleiche sagen, was Marx einst vom Zehnstundentag sagte. Es ist ein Sieg des Prinzips. Ob irgend etwas und wieviel von diesem Kriegssozialismus, der ja einen provisorischen Charakter trage, den Krieg überdauern werde, wird von den politischen Machtverhältnissen der Parteien und der Klassen nach dem Kriege abhängen.

Der Vorwärts druckt den Artikel Lenschs ab und wendet sich gegen seine Ausführungen. Der Vorwärts weist darauf hin, daß die ganzen Maßnahmen der Regierung auf

---

Effi Briest

Roman von Theodor Fontane

Und während sie das sagte, warf sie sich heftig weinend vor der Mama auf die Knie und küßte ihre beiden Hände!

„Sieh auf, Effi. Das sind so Stimmungen, die über einen kommen, wenn man so jung ist wie du und vor der Hochzeit steht und vor dem Ungewissen. Aber nun lies mir den Brief vor, wenn er nicht was ganz Besonderes enthält oder vielleicht Geheimnisse."

„Geheimnisse," lachte Effi und sprang in plötzlich veränderter Stimmung wieder auf. „Geheimnisse! Ja, er nimmt immer einen Anlauf, aber das meiste könnt' ich auf dem Schulzenamt anschlagen lassen, da, wo immer die landrätlichen Verordnungen stehen. Nun, Geert ist ja auch Landrat."

„Lies, lies."

„Liebe Effi! . . . So fängt es nämlich immer an, und manchmal nennt er mich auch seine „kleine Eva"."

„Lies, lies . . . Du sollst ja lesen."

„Also: Liebe Effi! Je näher wir unserem Hochzeitstage kommen, je sparsamer werden deine Briefe. Wenn die Post kommt, suche ich immer zuerst nach deiner Handschrift, aber wie du weißt (und ich hab' es ja auch nicht anders gewollt) in der Regel vergeblich. Im Hause sind jetzt die Handwerker, die die Zimmer, freilich nur wenige, für dein Kommen herrichten sollen. Das beste wird wohl erst geschehen, wenn wir auf der Reise sind. Tabezierer Madelung, der alles liefert, ist ein Original, von dem ich dir mit nächstem erzähle, vor allem aber, wie glücklich ich bin über dich, über meine süße, kleine Effi. Mir brennt hier der Boden unter den Füßen, und dabei wird es in unserer guten Stadt immer stiller und einsamer. Der letzte Badegast ist gestern abgereist; er badete zuletzt bei 9 Grad, und die Badewärter waren immer froh, wenn er wieder heil heraus war. Denn sie fürchteten einen Schlaganfall, was dann das Bad in Mißkredit bringt, als ob die Wellen hier schlimmer wären als wo anders. Ich juble, wenn ich denke, daß ich in vier Wochen schon mit dir von der Piazzetta aus nach dem Lido fahre oder nach Murano hin, wo sie Glasperlen machen und schönen Schmuck. Und der schönste sei für dich. Viele Grüße den Eltern und den zärtlichsten Kuß dir von deinem Geert."

Effi faltete den Brief wieder zusammen, um ihn in das Kuvert zu stecken.

„Das ist ein sehr hübscher Brief," sagte Frau von Briest, „und daß er in allem das richtige Maß hält, das ist ein Vorzug mehr."

„Ja, das rechte Maß, das hält er."

„Meine liebe Effi, laß mich eine Frage tun; wünschtest du, daß der Brief nicht das richtige Maß hielte, wünschtest du, daß er zärtlicher wäre, vielleicht überschwenglich zärtlich?"

„Nein, nein, Mama. Wahr und wahrhaftig nicht, das wünsche ich nicht. Da ist es doch besser so."

„Da ist es doch besser so. Wie das nun wieder klingt. Du bist so sonderbar. Und daß du vorhin weintest. Hast du was auf deinem Herzen? Noch ist es Zeit. Liebst du Geert nicht?"

„Warum soll ich ihn nicht lieben? Ich liebe Hulda, und ich liebe Berta, und liebe Herta. Und ich liebe auch den alten Niemeyer. Und daß ich euch liebe, davon spreche ich gar nicht erst. Ich liebe alle, die's gut mit mir meinen und gütig gegen mich sind und mich verwöhnen. Und Geert wird mich auch wohl verwöhnen. Natürlich auf seine Art. Er will mir ja schon Schmuck schenken in Venedig. Er hat keine Ahnung davon, daß ich mir nichts aus Schmuck mache. Ich kletire lieber und schaukle mich lieber, und am liebsten immer in der Furcht, daß es irgendwo reißen oder brechen und ich niederstürzen könnte. Den Kopf wird es ja nicht gleich kosten."

„Und liebst du vielleicht auch deinen Vetter Briest?"

„Ja, sehr. Der erheitert mich immer."

„Und hättest du Vetter Briest heiraten mögen?"

„Heiraten? Um Gottes willen nicht. Er ist ja noch ein halber Junge. Geert ist ein Mann, ein schöner Mann, ein Mann, mit dem ich Staat machen kann und aus dem mal wird in der Welt. Wo denkst du hin, Mama."

„Nun, das ist recht, Effi, das freut mich. Aber du hast noch was auf der Seele."

„Vielleicht."

„Nun, sprich."

„Sieh', Mama, daß er älter ist als ich, das schadet nicht, das ist vielleicht recht gut: er ist ja doch nicht alt und ist gesund und frisch und so soldatisch und so schneidig. Und ich könnte beinah' sagen, ich wäre ganz und gar für ihn, wenn nur . . . ja, wenn er nur ein bißchen anders wäre."

„Wie denn, Effi?"

„Ja, wie. Nun, du darfst mich nicht auslachen. Es ist etwas, was ich erst ganz vor kurzem aufgehorcht habe, neulich im Pastorhause. Wir sprachen da von Innstetten, und mit einem Male zog der alte Niemeyer seine Stirn in Falten, aber in Respekts- und Bewunderungsfalten, und sagte „Ja, der Baron! Das ist ein Mann von Charakter, ein Mann von Prinzipien"."

„Das ist er auch, Effi."

„Gewiß. Und ich glaube, Niemeyer sagte nachher sogar, er sei auch ein Mann von Grundsätzen. Und das ist gleich, ich, noch etwas mehr. Ach, und ich . . . ich habe keine Ruhe. Mama, da liegt etwas, was mich quält und ängstigt. Er ist so lieb und gut gegen mich und so nachsichtig, aber . . . ich fürchte mich vor ihm."

Fünftes Kapitel

Die Hohen-Cremmer Festtage lagen zurück; alles war abgereist, auch das junge Paar, noch am Abend des Hochzeitstages.

Der Polterabend hatte jeden zufriedengestellt, besonders die Mitspielenden, und Hulda war dabei das Entzücken aller